

Sich selbst ein Freund sein

(Predigt zu „Taufe des Herrn“: Jes 42,5a.1-4.6-7; 1 Joh 5,1-9; Mk 1,7-11)

Einleitung

„Ich bin zwar nicht getauft, aber geimpft.“ Julia hieß das kleine Mädchen, das das gesagt haben soll. Der Satz stammt aus einer Blütenlese von Aussprüchen von Kindern. Inzwischen kann man es als Aufdruck auf T-Shirts kaufen. Natürlich sagt eine 5-Jährige einen solchen Satz nicht von sich aus. Wahrscheinlich hat sie ihn bei ihren Eltern gehört. Aus Kindermund ist er keck und lädt zum Schmunzeln ein. Aus Erwachsenenmund – na ja, was soll man dazu sagen? Natürlich soll er ausdrücken: *Ich glaube an die nachweisbare Wirkung von Impfungen und der Medizin. Aber die Taufe? Was bringt sie schon? Jedenfalls nichts, was sich nachprüfen ließe.*

Nun, das ist eine Frage, auf die nach einer Antwort zu suchen sich lohnt. Aber vielleicht werden wir ja fündig, und zwar nachweisbar fündig. Wir werden sehen.

Predigt

Außer am nächsten und ein paar weiteren Sonntagen wird uns in diesem Jahr vor allem das Markus-Evangelium begleiten. Kurz zur Person des Evangelisten, der eigentlich Johannes heißt, aber bekannt ist unter seinem Beinamen Markus (vgl. Apg 12,12): Im Haus seiner Mutter Maria trafen sich regelmäßig die ersten Christen. Paulus nahm ihn mit auf seine 1. Missionsreise. Es kam zu einem Zerwürfnis zwischen beiden, das später wohl gekittet wurde, aber der Grund war, dass Paulus ihn auf seine 2. Missionsreise nicht mitnahm. Der Überlieferung nach war er später der „Hermeneut“, d.h. Dolmetscher, Übersetzer des Petrus in Rom, wo er auch sein Evangelium wohl auf der Grundlage der Missionspredigt des hl. Petrus niederschrieb.

Der heutige Evangelienabschnitt ist eine wunderbare Overtüre für die geistliche Reise des kommenden Jahres mit Markus als geistlichem Begleiter. Markus, der die ersten 30 Lebensjahre Jesu gänzlich außer Acht lässt, beginnt gleich mit einem Paukenschlag: der Taufe Jesu. Obwohl Jesus allen Grund hätte, sich das nicht „anzutun“, stellt er, der Sündelose, sich in eine Reihe mit Sündern und lässt sich von einem Sünder die Taufe zur Vergebung der Sünden spenden. Welch ein Auftakt! Welch unglaubliche Souveränität! Eine Selbsthabe, ein Ruhen-in-sich-selbst spricht daraus, in dem Größe und Demut eins sind.

Daran will Jesus uns Anteil geben. Auf welche Art? Durch die *Taufe*. (Auch wenn die christliche Taufe natürlich eine andere ist als die des Johannes, so gibt es doch Schnittmengen. Um diese soll es hier gehen.)

Wenn wir über unser Getauftsein und Christsein nachdenken, geht es in der Regel um die Frage, was es für unsere Beziehung zu Gott und zu unseren Mitmenschen bedeutet. Heute will ich aber einmal fragen, was denn die Taufe in Bezug auf mich selbst, in Bezug auf mein Selbstverhältnis bedeutet. Dazu möchte ich eine kleine Anekdote aus dem Leben meines Patenkindes Benedikt erzählen, die mir vor Jahren meine Schwester zum Besten gegeben hat:

Sie, meine Schwester, die Mutter, fragte ihn einmal bei einer Autofahrt – er war etwa 4 Jahre alt: „Benedikt, wer ist dein bester Freund? Carlo?“ Benedikt: „Ja, und meine erstbeste Freundin ist Solveigh, die zweitbeste Lindgard und die drittbeste Ann-Zoe.“ Dann, nach einer Pause: „Und der Drittlunge ist Anton.“ Meine Schwester: „Und wer ist der Zweitlunge?“ „Carlo.“ Wohl ein wenig irritiert nochmals meine Schwester: „Und der Erstlunge?“ Die prompte Antwort: „Bin ich.“

Benedikt ist sich selbst sein bester Freund! Wow!, möchte man ausrufen, welch ein Selbstbewusstsein! Was sich aus dem Mund eines Erwachsenen eher leicht narzisstisch anhören würde – bei einem Kind schmunzeln wir und freuen uns über, wie gesagt, ein solches Selbstbewusstsein.

Was macht das möglich? Kann ein Kind, kann ein Mensch aus sich, aus eigener Kraft heraus, sich selbst ein guter *Freund* sein? Nein, definitiv nicht. Es ist nur möglich, weil der kleine Benedikt zuvor von anderen, insbesondere den Eltern, Freundschaft *empfangen* hat. Weil er fühlt und erlebt: ich bin angenommen, gemocht, bejaht, geliebt; deswegen kann er auch sich selbst mögen und wie einen Freund annehmen. Mindestens so sehr wie vom täglichen Brot leben wir alle von der Anerkennung und dem Angenommensein, das wir durch andere Menschen erfahren.

Genau damit sind wir nun aber beim heutigen Evangelium: „*Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden*“, sagt die Stimme aus dem Himmel zu Jesus. Was für uns gilt, gilt auch für ihn. Auch er lebt aus einer *vorgängigen* Liebe – natürlich der seiner Eltern Maria und Josef. aber noch tiefer aus der des Vaters im Himmel. Weil er unvordenklich geliebt ist, kann er uneingeschränkt lieben und die Liebe des Vaters in seiner menschlichen Liebe ungetrübt bezeugen und offenbaren.

Was hat das mit uns zu tun? Wäre dieser aus dem geöffneten Himmel ertönende Satz nicht auch für *uns* wichtig, hätte Markus ihn nicht in sein Evangelium aufgenommen. Er überliefert ihn, weil wir ihn auf uns selbst beziehen dürfen. Der ganze Gehalt der Taufe, die wir empfangen haben, ist zusammengefasst in diesem Zuspruch: *Du, der und die du getauft wirst, bist mein geliebtes Kind! Mein geliebter Sohn! Meine geliebte Tochter!* Mögen auch manche Kinder diese vorbehaltlose Liebe von ihren Eltern nicht erfahren – dennoch gibt es sie, dennoch ist sie da, diese alle menschliche Zuneigung übersteigende vorbehaltlose Liebe, wie sie Gott mir anbietet und schenken möchte. Diese Liebe nun, mir in der Taufe zugesagt, in der Gott mir seine Freundschaft gewährt, ist es nun, die mich ermächtigt, mir selbst vorbehaltlos *Freund* sein zu können.

Um zu erkunden, was das bedeutet, will ich – in Erinnerung an die Einleitung – die Taufe selbst einmal mit einer Impfung vergleichen; mit einer „Impfung“ gegen zwei Grundkrankheiten, die die Beziehung zu uns selbst oftmals belasten und die ich einmal in ihren extremen Ausprägungen beschreiben will.

Zum einen geht es um das große Problem der *Selbstablehnung*, die bis hin zum *Selbsthass* gehen kann. Manche Menschen haben eine fast unwiderstehliche Tendenz, sich selbst immer nur für ungenügend zu halten; sich selbst immer wieder, vor allem im Vergleich mit anderen, als Loser und Versager zu sehen; sich selbst zu beschimpfen und immer wieder schlecht und mies zu machen. Nicht selten gebe ich Menschen, die zur Beichte kommen und bei denen ich diesen Zug sehe, den Vorsatz mit, sobald sie merken, dass sie wieder in den Sog solcher Selbstbeschimpfungen geraten – was nur scheinbare Demut ist – sich selbst sofort Einhalt zu gebieten und diesen destruktiven Gedanken die Dankbarkeit für sich selbst und die eigenen Begabungen entgegenzusetzen (natürlich wissend, wie schwer dies für manche ist). Die wahre Demut ist, die Liebe Gottes zu mir annehmen zu lernen. Welch eine Tragik zu meinen, mich könne man gar nicht lieben und auch Gott könne es nicht. Wenn Gott mir Freund ist, darf ich mir selbst nicht Feind sein. Wenn Gott der gute Schöpfer ist, hat er keine Nullen geschaffen. Daher darf ich mich auch nicht als eine solche ansehen. Die Liebe, die Gott zu mir hat, gebietet mir geradezu, mich selbst anzunehmen; oder zumindest um eine solche Selbstannahme zu ringen.

Auf der anderen Seite gibt es das genau gegenteilige Problem des *Narzissmus*. Davon betroffen sind die hochgradig Selbstverliebten; die, die sich selbst maßlos überschätzen, ein übersteigertes Selbstbild haben, keinerlei Kritik vertragen; in erster Linie um sich selbst kreisen und sich anderen gegenüber kalt und empathie- und rücksichtslos verhalten.

Beide Haltungen in Reinform sind wohl eher selten. Aber mir will scheinen, dass wohl jeder Mensch, mehr oder weniger ausgeprägt, Anteile von beidem in sich trägt: Momente der Selbstablehnung, aber auch narzisstische Seiten.

Auf welche Weise will uns nun aber die Taufe und damit der mit ihr einhergehende Glaube an Jesus Christus dagegen „impfen“? Woran erkennt man Menschen, die sich selber in der rechten Weise ein guter Freund, eine gute Freundin geworden sind? Da der „Impfstoff“ Christus selbst ist, kann uns seine Taufe sicher gute Hinweise geben.

Was wir an ihm als erstes sehen, ist, dass in ihm nicht die geringste Spur von Überheblichkeit und Selbsterhöhung zu finden ist. Im Gegenteil, er, der Sündelose, stellt sich, wie schon erwähnt, in eine Reihe mit den Sündern; mit denen, die bereit sind, die Johannestaufe zur Vergebung der Sünden zu empfangen. Jesus begibt

sich, wie man heute so schön sagt, auf „Augenhöhe“ mit uns; scheut sich nicht, ganz und gar „einer von uns“ zu sein.

Auf uns übertragen: 1. Wer sich an Jesus orientiert und sich selbst ein wahrer Freund sein möchte, wird sich *nicht über andere erheben*. Er weiß, dass er nicht fehlerfrei, nicht perfekt ist – muss es auch gar nicht sein und sich selbst durch falschen Perfektionismus ständig überfordern. Daher kann er Kritik ertragen. Kann sich auch selbstkritisch sehen, ohne sich dabei selbst zu zerfleischen. Ein solcher Mensch will sich heilen lassen, wo er krank ist. Hat daher auch den Mut, wie die Menschen damals vor Johannes, die eigene Schuld zu bekennen und sich Vergebung schenken zu lassen. Deswegen bin ich sicher, dass jemand, der beichtet, in der Regel sich selbst ein besserer Freund ist als der, der es nicht tut. Denn es nicht zu tun, bringt mich um die Möglichkeit, mich durch den Mut und die Demut zum Bekenntnis eigenen Versagens heilen zu lassen.

2. Sich an Jesus zu orientieren und so sich selbst ein guter Freund zu sein, heißt, *unter dem geöffneten Himmel zu leben*. Denn es bedeutet, aus einer Bejahung von Gott her zu leben, die auch die Selbstbejahung immer mehr reinigt und vertieft.

3. Sich an Jesus zu orientieren und so sich selbst ein guter Freund zu sein, heißt, *sich von Gott angesprochen zu wissen*. Hier geht es um das Hören auf das, was Gott mir gleichsam als meine persönliche „Lebensmelodie“ zuruft. In diesem Hören auf die „Stimme von oben“ bin ich mir bester Freund aus dem Wissen heraus: wie gute Eltern nur das Beste für ihre Kinder wollen, so um so mehr auch Gott für mich, sein Kind.

4. Sich an Jesus zu orientieren und so sich selbst ein guter Freund zu sein, heißt, es zuzulassen, dass auch in mir *der Heilige Geist wirken darf*. Im Bild einer Taube kommt er zu Jesus. Die Taube gilt im Alten Orient weithin als ein Hochzeitsvogel, der zwei Menschen zu einem Lebensbund verbindet. Das Wesen des Geistes ist, Beziehung herzustellen, zu bewahren und zu erneuern. Daher *ist* der Heilige Geist die Liebe zwischen Vater und Sohn. Bei Jesu Taufe ist er, wie eine auf und ab fliegende Taube, die Verbindung zwischen Himmel und Erde. Da er die Liebe in Person ist, tut er alles, um die Beziehungen von Mensch zu Mensch zu befeuern und ggfs. zu heilen. Und als der, der in uns wohnt, möchte er auch alle innere Zerrissenheit von Menschen heilen und mich zutiefst ganz mit mir selbst eins werden lassen.

Damit können wir zum Schluss feststellen: Auf Ende sind wir doch wieder bei den Beziehungen von Gott zum Menschen und vom Menschen zu Gott sowie von Mensch zu Mensch gelandet. Was nur zeigt: Die Beziehung zu sich selbst ist von diesen anderen Beziehungen gar nicht zu trennen. Ich bin mir selbst in dem Maße Freund, wie meine Beziehungen zu Gott und Mitmensch heil sind. Und so erweist sich einmal mehr, dass das Doppel- oder besser Trippelgebot Jesu: Gottes Liebe zu erwidern aus ganzem Herzen und den Nächsten zu lieben *wie sich selbst*, tatsächlich alles umfasst. Wie schön ist es doch, in diesem Sinn sich selbst ein wahrer Freund sein zu dürfen.

Pfr. Bodo Windolf